

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 19

Artikel: Zum Leben und Schaffen Karl Spitzwags
Autor: A.Hn.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669026>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

fen. Und die fröhliche Musik im Herzen mußte verstummen. Denn es waren zu viele Gräber da. Zu viele Gräber. Mitten in der Stadt, mitten im lebendigen Leben.

Ich bin dieser Tage wieder in jene Gegend gekommen, wo der uralte Friedhof liegt. Es war gerade am Palmsonntag. Und ich dachte an den Friedhof mit seinen Gräbergassen, seinen Denksteinen und verwaschenen Inschriften, an seine Zypressen und Trauerweiden. Aber siehe, sie waren nun alle verschwunden. Der alte Friedhof, die Gräbergassen, die Denksteine und die Trauerbäume, sie waren verschwunden und nicht mehr zu sehen. Die Stadtgemeinde hatte den uralten Friedhof und alles, was an ihn erinnern konnte, abgetragen. Und auf dem weiten Geviert einen Garten angelegt. Ja, die Frühlingsonne überglänzte nun einen im frischesten Lenzgrün prangenden Garten. Der schmale Hohlweg war zur Kiesbestreuten Promenade geworden, neue Wege waren dazu gekommen, und viele Menschen, die das warme Licht des jungen Jahres ins Freie gelockt hatte, ergingen sich nun, unbeschwert von allem Gedanken an Grab und Gräber, in diesem Garten. Kinder spielten dort am Spielplatz, unbekümmert und ohne Wissen um das, was die Erde, sechs Schuh tief unter ihnen, verbarg. Denn dort moderten die Knochen der Toten.

Und wo einst die dunklen Symbole der Trauer und Wehmut geragt hatten, dort stand nun ein schmuckes Haus aus bunthomaltem Holz und auf einer Tafel war zu lesen: Milchtrinkhalle. Und Gäste saßen dort und ließen's sich schmecken.

Eine heitere Frühlingswelt jubelte in grü-

ner Zier unter zartblauem Palmsonntags-himmel.

Ich dachte an den uralten Friedhof mit seiner dunklen Trauer, die als unbewegtes „Memento mori!“¹⁾ den Lebenden schreckte. Und ich sah den heiteren Frühlingsgarten, der mir freudig zuzurufen schien: „Memento vivere!“²⁾

Und ich dachte und sagte mir:

„Jeder Mensch hat so einen uralten Friedhof mit altersgrauen, verwitterten Denksteinen und regenverwaschenen Inschriften in seinem Leben drinnen. Und er hat die Gräbergassen mit den Trauerbäumen in seinem Leben drinnen. Und das alles liegt vielleicht inmitten seines Lebens, und es kann sein, daß er immer wieder durch so einen uralten Friedhof hindurch muß, und daß dann sein Geist traurig wird und das fröhliche Liedchen in seinem Herzen endigt! Warum legt er dann nicht entschlossen die grünen Rasenflächen der Hoffnung über den uralten Gräbergrund? Warum schafft er sich nicht gangbare Wege und läßt die gleiche Erde, die Zypressen und Weiden trug, Apfelblüten und Rosensträucher hervorbringen? Warum schafft er nicht Frühlingsgärten der Freude aus den Trauerplätzen, deren Zeit abgelaufen ist?“

Auferstehung zur Gegenwart, zum Heute, zum Augenblick!

„Läßt die Toten die Toten begraben!“ mahnte Christus, der das Leben verkündigte, das da ewig ist. Läßt die Toten die Toten begraben, und das Tote das Tote!

Aber uns läßt lebendig sein über Gräbern, uns läßt Verbündete des Lebens sein!“

¹⁾ Gedenke des Todes. ²⁾ Gedenke zu leben.

Zum Leben und Schaffen Karl Spitzwegs.

Humor haben, das heißt durch manche Schmerzen gegangen sein, heißt verstehen und darum lieben, mit jener zärtlichen Wehmutter des Mitleids lieben. Humor haben, das heißt überlegen sein, ein Wissender sein und darum über das Leben lächeln, weil es so traurig ist, zum Weinen traurig. Solch ein Wissender, solch ein Humorist im höchsten Sinne ist Karl Spitzweg, den man wohl auch den Maler des Biedermeiers nennt, weil er die Welt dieser romantisch-philiströsen Zeit, selbst ein echtes Kind der

Epoche, mit Vorliebe in seinen Werken wider-spiegelt. Seltsam, daß ein so bedeutender Künstler, eine so starke Persönlichkeit wie Spitzweg, dessen Kunst alle Kämpfe überdauert hat, vielleicht der einzige Maler war in diesen Jahrzehnten der Revolutionen, der von keiner Partei angefeindet worden ist! Seltsam, daß der „Altmeister der Münchner Kunst“ erst jetzt einen verständnisvollen Biographen gefunden hat: Hermann Uhde-Bernahs, dessen reich illustriertes Buch: Carl Spitzweg. Des Meisters Werk

und Bedeutung in der Geschichte der Münchener Kunst, Delphin-Verlag München, zum ersten Male mit feinem Empfinden dem Schaffen des Meisters nachgeht und Spitzwegs Be-

stellung zu nehmen, aber sie verpflichtet uns nicht zu solcher Stellungnahme. Sie ist im Gegenteil so bescheiden und liebenswürdig, so wenig aufdringlich, daß sie uns nach unserm persönlichen Geschmack gestattet, den ursprünglich gewählten Standpunkt zu wechseln, daß sie uns wie in einem bunten Zauberbuch blättern läßt, dem erst unser eignes Empfinden spiegelhellen Glanz gibt. Das scheint mir, wenn wir uns nur an das Gegenständliche der Spitzwegschen Kunst halten und das rein Malerisch-Technische vorerst beiseite lassen — für welches nebenbei bemerkt Uhde-Bernahs gleichfalls, man muß wohl sagen als erster, die rechte Formel gefunden hat, indem er mit echtem Verstehen den Quellen nachging, das Zusammenfließen und den Reflex zeigt — die beste Charakteristik Spitzwegscher Art. Weshalb denn auch in den Berichten über die Deutsche Jahrhundertausstellung beinahe ein jeder sich seinen besonderen Spitzweg ausschnitt, sich seine eigene Spitzwegwelt zurechtzimmerte. Es geht uns mit Spitzweg wie mit den großen Dichterhumoristen, wie mit Jean Paul und Wilhelm Raabe, nur ist seinem Humor zugleich eine gute Dosis der liebenswürdigen Feinheit Mörikes und des phantastischen Sarkasmus eines C. L. A. Hoffmann gelegentlich beigemischt. Doch betrachten wir vorerst das Äußerliche des Lebensweges unseres Meisters! Karl Spitzweg ist am 5. Februar 1808 zu München als Sohn eines wohlhabenden Kaufherrn geboren worden. irgendwelche künstlerischen Neigungen lassen sich den Eltern Spitzwegs nicht nachrühmen; im Gegen-



Karl Spitzweg, Der ewige Hochzeiter.

deutung mit sicheren Strichen festlegt. Liebe das Leben mit seinen Vortheilen, sagt Uhde-Bernahs in seinem Vorwort, das sind die goldenen Worte zum Herzen der Spitzwegschen Kunst, die ein Besonderes hat; sie erlaubt uns mit dem Ernst, den wir ihr schulden, zu ihr

teil pflegte der Vater, der eine große Materialwaren- und Spezereihandlung besaß, nachdrücklich zu sagen, von seinen drei Söhnen sollte einer das Geschäft fortsetzen, der zweite Arzt und der dritte Apotheker werden, damit sie einander in die Hände arbeiten könnten, und so für alle gut

gesorgt wäre. Karl war zum Apotheker in dieser Trias bestimmt, und er hat es auch tatsächlich zum Provisor gebracht, nebenher aber, wie Hyazinth Holland erzählt, zu seinem Privatvergnügen die ihn interessierenden Kunden beiderlei Geschlechts in lustigen und ernsten Kroquis abkonterfeit. Eine heftige Erkrankung, oder, wenn man es so ausdrücken will, ein glücklicher Zufall ließ ihn erst Maler werden. In dem Besitzer des Sanatoriums im Bade Sulz fand er seinen Entdecker. Das ist eigentlich auch so eine Spitzwegsche Gestalt, dieser Dr. Beuß, der die originelle Idee hatte, die Gäste seiner Kuranstalt sollten sich ihr Nachtmahl immer erst durch eine Zeichnung nach der Natur verdienen. Der fünfundzwanzigjährige Provisor erschien so eines Abends mit dem Konterfei des — Ofens, das solch Entzücken bei dem Arzt auslöste, daß er dem Künstler-Patienten sogar — alkoholische Erzeesse erlaubte. Auf den Rat des gleichfalls in Sulz weilenden Landschafters Hansoni ließ sich Spitzberg bestimmen, den Beruf des Apothekers an den Nagel zu hängen, und wurde Maler. Wir wollen hier dieses Werden nicht näher schildern: Spitzweg ist immer Autodidakt geblieben und hat sich glücklicherweise bald genug gefunden, d. h. von den Einflüssen befreundeter Künstler im großen und ganzen frei zu machen gewußt. Ganz leicht scheint ihm das freilich nicht geworden zu sein, noch bis Ende der vierziger Jahre lassen sich gelegentlich solche Anlehnungen an andere aufzeigen. Über Uhde-Bernahs ist in seinem Urteil entschieden zu rigoros, wenn er bis zu Spitzwegs fröhlichernster Studienfahrt nach Venedig und Paris, nach London und Belgien (1850/51), sein Werk als ein „treues, manchmal sogar allzu konventionelles Mitgehen mit den andern Münchner Künstlern“ bezeichnet. Bilder wie „Wo ist der Paß?“, „Lueg ins Land“, der über alles kost-

liche „Witwer“ und noch manches andere aus den Jahren der Reise sind in allem Wesentlichen schon ganz echte Spitzwegs. Es scheint uns heute ganz unverständlich, daß solche Meister-



Karl Spitzweg, Kunst und Wissenschaft.

werke Spitzwegschen Humors in München nicht die verdiente Anerkennung fanden: nach Ablehnung seines „armen Poeten“, der freilich mehr ein behäbiges Lachen denn ein geruhiges Lächeln ist, hat Spitzweg fast zwei Jahrzehnte lang sich seinen Mitbürgern

unter wechselndem Pseudonym (Spitz, Katz, Bucchi) vorgestellt und seine Bilder hinfert nur noch mit seiner Chiffre (einem S im Rhombus) signiert. Nur selten hat er solche Abweisung mit so guter Laune ertragen wie jene der zur Verlosung in Nürnberg (1840) angekauften „Hosenflickenden Schildwache“. Das Bild fiel zufällig an die Vorsteherin eines Mädchenpensionats in Dessau, und kategorisch forderte diese Dame „aus Sinnlichkeitsgründen“ ein anderes Bild. Spitzweg aber und seine Freunde feierten das Ereignis mit einem sollichen Feste. Die erwähnte Studienfahrt hat freilich auf Spitzweg außerordentlich Einfluss gehabt. Zumal in die Art des Diaz und Delacroix lebte er sich mit feinstem Empfinden für das rein Malerische dieser Franzosen völlig ein. „Den Umschwung von der klassizistischen Kunst zur malerischen Freiheit, das Aufsuchen und Studium der Natur, die rein sachliche Freude am Objekt, das in seinen wechselseitigen Beziehungen zu der umgebenden Luft, dem Licht, den benachbarten Farben ergriffen wurde, — das traf mit den künstlerischen Gedanken Spitzwegs, des Malers, wundervoll zusammen.“ So charakterisiert Uhde-Bernahs die Gründe der tiefen Wirkung der genannten Franzosen auf unsern Meister, und er sagt ebenso treffend wie schön: „Was Spitzweg für die Beseligung seiner Kunst aus Paris mitbrachte, ist ein Hauch Chopinschen Geistes, der sich über der gemütvollen Sinnlichkeit Schubertscher Melodik gefangen hat.“ Rund vierhundert Bilder hat der Meister nach dieser für ihn — malerisch-technisch besonders — entscheidenden Reise noch geschaffen, und heinaher alle zeigen sie diesen Hauch. Es sei hier nebenbei bemerkt, daß Spitzweg zu Lebzeiten für seine Gemälde, die freilich meist recht kleinen Formats sind — fast durchweg auf Holzbretter gemalt, die er gewöhnlich wie Bücher in Reihen nebeneinander auf dem Boden des Ateliers aufstellte — weshalb sie dem Gros der Bilderkäufer kaum sonderlich imponierten, zwischen 200 und 800 Mark erhielt.

Wenn es ihm nicht mehr langen würde, hat der Fünfundsechzigjährige einmal einem Freund allen Ernstes geschrieben — man hatte ihm seine Bilder damals erst abgelehnt und hernach „totgehängt“ —, werde er wohl noch durch eine Gingabe eine Schreiberstelle an der Brandversicherung oder etwas Ähnliches erhalten.

Von seinem Atelier in jenen Jahren hat uns Holland eine anschauliche Schilderung hinterlassen. Es lag am damaligen „Heumarkt“, drei steile Treppen hoch „mit exträglichem Nordlicht und der Atelieraussicht auf endlose Dächer, Giebel, Türme und den herrlichsten Horizont mit den reichsten Luft- und Wolkenspielen, während sein von Urbäterhausrat strotzendes und deshalb ob drohender Feuersgefahr unheizbares Schlafgemach gegen Süden den weitesten Ausblick bis an die ferne Alpenkette gewährte. Hier nun in stiller Ungestörtheit, allein mit seinen Erinnerungen, zu malen, zu rauchen und einer erquicklichen Leftüre obzu liegen, war seine einzige Wonne. Auffällig war die Anzahl schwerer, stark angerauchter, hölzerner Zigarrenspitzen, die getrocknet zum Wiedergebrauch unter dem Atelierfenster lagen. Ein gichtbrüchiges Sofa bot kaum behaglichen Sitz. An einem nicht meterlangen Tischchen genoß der Insasse sein Mittageessen und Abendbrot, wozu eine kleine grüne Blechlampe mit dito Schirm die Beleuchtung konzentrierte.“ Hier also hat Spitzweg, niemals anders als im Schlafrock, in den letzten Jahren kaum je das Haus verlassend, seine letzten Getreuen empfangen, hier ist er am 23. September 1885 ohne Kampf einem Schlaganfall erlegen. Die Freunde fanden unter andern Blättern auf dem Tische des Dahingeschiedenen auch ein paar Strophen Verse, die da schlossen:

„Doch will getrost ich wandern,
Und wird der Vorhang fallen,
So gönn' ich gerne andern,
Den Frühling neu zu malen.“

Wie ein gerechtes Urteil den Maler Spitzweg heute wertet, das möge man in dem Uhde-Bernahsschen Buche nachlesen. Für den nicht maltechnisch wägenden Kunstmensch, der von dem Bilde fordert, daß es ihm etwas sage, noch mehr: ihm Bleibendes gebe, wird Spitzweg der größte deutsche Malerhumorist sein, den wir bislang besaßen, ein „Großhumorist“, mit Fontane zu reden, „weil er groß und frei ist“, ein Wissender, der lächelnd über den Dingen steht und in seinen Gestalten über die Komik des Individuums hinaus den Humor des Typus gibt. Ein Maler romantischer Märchen, der Maler romantischer Städtchen, der Maler einer Welt, die uns verloren ging, und nach der wir uns doch mit allen Fibern unseres Herzens sehnen.

Dr. A. Hn.